

LINGUISTISCHE HERAUSFORDERUNG: VERSCHIEDENHEIT UND EINHEIT DER SPRACHEN

Frans Plank
mit
Thomas Mayer und Frank Zimmerer

1. Große Fragen in der Sprachwissenschaft

- Worin **unterscheiden** sich Sprachen?
- Was haben manche oder sogar alle Sprachen **gemeinsam**?
- **Warum** und **weshalb** diese Verschiedenheiten und Gemeinsamkeiten?

Zur Erläuterung:

Mit "**alle** Sprachen" ist gemeint: die Sprachen, die weltweit heute gesprochen werden (das sind 6 bis 7000) samt ihrer Geschichte, und auch die Sprachen, die nicht mehr gesprochen oder nicht mehr weitergegeben und von Kindern nicht mehr als Muttersprachen erlernt werden (also tote und bedrohte Sprachen: eine immer schneller wachsende Zahl).

"**Manche** Sprachen" sind eine Auswahl von **allen**, eine Auswahl, die man so oder so trifft, je nachdem, wofür man sich speziell interessiert: Sprachen aus diesem oder jenen Gebiet, dieser oder jener Sprachfamilie, dieser oder jener Zeit, dieser oder jener Modalität (Laut- oder Gebärdensprache), dieser oder jener Größenordnung (nach Größe der Sprechergemeinschaft), usw., oder auch Zufallsstichproben, die repräsentativ sein sollen für alle Sprachen.

Warum stellen wir uns solche (großen) Fragen nach Unterschieden und Gemeinsamkeiten ausgerechnet in Bezug auf Sprachen? Warum sind Antworten gerade darauf wichtig? Andere fragen und forschen nach Gemeinsamkeiten und Unterschieden in anderen Gegenstandsbereichen, und sie werden ihre Gründe haben: Elementarteilchen, chemische Elemente, Mineralien und Gesteine, Farben und Formen von festen Körpern, Wolken, Klimazonen, Schmetterlinge, Gene, Temperamente, Wirtschaftsformen, Zahlen, Malereien, Bücher, Ballspiele, Bierdeckel, usw. usw.

Wir fragen und forschen nach Unterschieden und Gemeinsamkeiten von **Sprachen**, weil wir verstehen wollen, oder jedenfalls zum Verständnis davon beitragen wollen, was **den** Menschen (Einzahl, sowohl individuell als auch allgemein gemeint) und was **die** Menschen (Mehrzahl) ausmacht, was den Menschen von anderen Wesen und was die Menschen von einander unterscheidet, was der Mensch mit anderen Wesen und was die Menschen miteinander gemeinsam haben. Und was da verbindet und trennt ist – beileibe nicht allein, aber doch ziemlich wesentlich – Sprache: was zur Sprache befähigt, wie Sprachfähigkeit in Erscheinung tritt, was Sprache und Sprechen leistet.

Durch Sprache kommen Gedanken und Empfindungen zum Ausdruck, und werden umgekehrt vielleicht auch mitgeprägt durch die jeweilige Sprache. Ist das Ausdrücken von Gedanken und Empfindungen mittels Sprache(n) dem Menschen allein eigen und unterscheidet ihn von anderen Wesen? (Dass der Mensch trinkt, auch wenn er nicht Durst hat, und dass er jederzeit zu Sex bereit ist, unterscheidet ihn übrigens auch vom Tier. Man übertreibe also diesbezüglich nicht die Rolle der Sprache.) Unterscheiden sich Menschen im Denken und Empfinden, wenn ihre Sprachen sich unterscheiden?

Durch Sprache teilen Menschen einander mit, was sie denken und empfinden und was sie voneinander wollen. Die Möglichkeit der Verständigung mittels Sprache unter Menschen ist aber nicht unbegrenzt: durch ihre jeweilige Sprache grenzen sich einzelne Gemeinschaften voneinander ab, wobei manche solche Grenzen eher durchlässig, andere ziemlich unüberwindlich sind. Wie kommt es zu solchen Grenzen?

Menschliches Individuum und menschliche Gemeinschaft beruhen, in ihren Verschiedenheiten und Gemeinsamkeiten, wesentlich auf Sprache und auf Errungenschaften, die sich der Sprachfähigkeit und der Sprachpraxis verdanken. Deshalb also verdienen **sprachliche** Verschiedenheiten und Gemeinsamkeiten höchste Aufmerksamkeit. Durch das Studium der Sprache wollen wir den Menschen, durch das Studium der Sprachen die Menschen besser verstehen. Aus der Erforschung sprachlicher Verschiedenheiten und Gemeinsamkeiten erwarten wir uns – im Konzert mit anderen Wissenschaften vom Menschen und vom Leben – Aufschluss über die Geschichte von Sprechergemeinschaften (Stämmen, Völkern) und insgesamt über die Entwicklung des Menschen, des menschlichen Körpers und Geistes.

Das Allerweltswort "Sprache" ist allerdings erstaunlich schwer auf den Begriff zu bringen. Für unsere vergleichenden Zwecke sei "Sprache" verstanden als LEXIKON (Grundbausteine) plus GRAMMATIK (Kombinatorik), als das in der menschlichen Großhirnrinde eingeschriebene, teils genetisch und teils sozial erworbene Know-how, das einem Sprecher und Hörer ermöglicht, zu sprechen und einander zu verstehen, jedenfalls innerhalb der jeweiligen Sprechergemeinschaft.

Lexika und Grammatiken von (allen) Sprachen sind ziemlich komplex: das mentale Lexikon eines Sprechers-Hörers umfasst Zehntausende von Einträgen (mit allem, was Form und Bedeutung eines Wortes ausmacht), seine mentale Grammatik Tausende von Regeln und Bedingungen für das Konstruieren von Satzteilen, Sätzen, Satzgefügen. Als dermaßen komplexe Systeme sind Lexika und Grammatiken an und für sich schon eine echte Herausforderung für Forscher, was immer sie daraus dann für Schlüsse ziehen über den und die Menschen. Und vieles an der Vielfalt von lexikalischen und grammatischen Strukturen ist noch kaum durchschaut, zu weit und bunt ist die Sprachenwelt und oft zu einseitig auf die "eigenen" Sprachen konzentriert war lang die wissenschaftliche Neugier.

Interessiert man sich ernsthaft für sprachliche Verschiedenheit und Einheit, muss man mit allem rechnen und man weiss kaum, wo anfangen. Man muss ins Detail gehen, in Unmengen von Details; pauschal daherzuphilosophieren über "den Menschen" und "die Sprache" bringt einen nicht weiter. Aber auch wenn man sich den großen Fragen nur über kleine Fragen zum Detail nähern kann, sollte man sich gewärtig bleiben, dass alles Kleine ein Teil ist eines Großen und Ganzen.

Um zu veranschaulichen, wie es so läuft, wenn wir über sprachliche Verschiedenheit und Einheit forschen, greifen wir ein Detail heraus, und zwar aus dem Bereich der Grammatik der Laute: den Bau von SILBEN.

2. Was sind Silben?

Silben sind Einheiten der Grammatik der Laute, eher kleinere Abschnitte des Lautstroms, zwar nicht die kleinsten (das wären Einzellaute, aber auch die lassen sich noch in elementarere Bausteine zerlegen, in artikulatorische oder akustische Merkmale), aber beileibe nicht die größten (das wären ganze Äusserungen, was man so in einem Atemzug ohne größere Unterbrechung sagen kann).

Ein auch noch so lang andauerndes **Geräusch** besteht nicht aus Silben. Solche Einheiten ergeben sich nur, wenn ein Lautstrom auf spezifische Weise **artikulierte** ist, organisiert in einen Wechsel von mehr oder weniger klingenden, sonoren Abschnitten.

Eine Silbe hat einen (und nur einen) GIPFEL, in der Regel einen Vokal oder einen klingenden Konsonanten, und weniger klingende Ränder, also Konsonanten, die im ANSATZ und AUSLAUT aber auch fehlen können.

Das deutsche Wort *ah* (Ausdruck des Erstaunens) besteht aus einer Silbe, *aha* (Ausdruck der erstaunten Erkenntnis) aus zwei und *Banane* und *Ananas* (Bezeichnungen tropischer, aber mittlerweile alltäglicher Früchte) aus je drei.

Wer deutsch mittels lateinischer Schrift schreiben und vor allem trennen kann, hat ein intuitives Wissen um Silben: *Ba-na-ne*, *A-na-nas*. *Ba* ist eine Silbe, die aus Konsonant (K) und Vokal (V) besteht, nach hinten hin offen ist; *nas* ist geschlossen: KVK; für Hochdeutschsprecher ist *a* wie in *ah* und *A-na-nas* auch eine KV-Silbe, auch wenn der Ansatz-Konsonant, das Knacken eines Kehlkopfverschlusses (in phonetischer Umschrift [ʔ]) nicht geschrieben wird. (Er ist ja auch voraussagbar: jede betonte Silbe, die mit keinem anderen Konsonant ansetzt, setzt mit einem Kehlkopfverschluss an.)

Würden wir uns einer Schrift bedienen wie die nordamerikanischen Tscherokesen, von Sequoyah Anfang des 19. Jahrhunderts entworfen, wären uns Silben vielleicht noch präsenter.

a	e	i	o	u	v [ǎ]
D a	R e	T i	Ꭰ o	Ꭱ u	i v
Ꭲ ga Ꭳ ka	Ꭴ ge	Ꭵ gi	Ꭶ go	Ꭷ gu	Ꭸ gv
Ꭹ ha	Ꭺ he	Ꭻ hi	Ꭼ ho	Ꭽ hu	Ꭾ hv
Ꭿ la	Ꮀ le	Ꮁ li	Ꮂ lo	Ꮃ lu	Ꮄ lv
Ꮅ ma	Ꮆ me	Ꮇ mi	Ꮈ mo	Ꮉ mu	
Ꮊ na Ꮋ hna Ꮌ nah	Ꮍ ne	Ꮎ ni	Ꮏ no	Ꮐ nu	Ꮑ nv
Ꮒ qua	Ꮓ que	Ꮔ qui	Ꮕ quo	Ꮖ quu	Ꮗ quv
Ꮘ s Ꮙ sa	Ꮚ se	Ꮛ si	Ꮜ so	Ꮝ su	Ꮞ sv
Ꮟ da Ꮠ ta	Ꮡ de Ꮢ te	Ꮣ di Ꮤ ti	Ꮥ do	Ꮦ du	Ꮧ dv
Ꮨ dla Ꮩ tla	Ꮪ tle	Ꮫ tli	Ꮬ tlo	Ꮭ tlu	Ꮮ tlv
Ꮯ tsa	Ꮰ tse	Ꮱ tsi	Ꮲ tso	Ꮳ tsu	Ꮴ tsv
Ꮵ wa	Ꮶ we	Ꮷ wi	Ꮸ wo	Ꮹ wu	Ꮺ wv
Ꮻ ya	Ꮼ ye	Ꮽ yi	Ꮾ yo	Ꮿ yu	Ᏸ yv

Quelle:

http://en.wikipedia.org/wiki/Cherokee_alphabet

Und hier in Anwendung:



Man beachte im tscherokesischen Wort für 'Stop' den Status von *s*: Es hat ein Silbenzeichen für sich. Insgesamt sieht man, dass eine Silbenschrift viel mehr Zeichen braucht als eine Alphabetschrift. Ein und dasselbe Zeichen kehrt in Texten dann auch seltener wieder: zwei *a*'s und zwei *i*'s wenn das tscherokesische Wort für 'Stop' in lateinischer Schrift geschrieben ist, keine Wiederholung in der tscherokesischen Silbenschrift. Solche Mathematik würde helfen, müsste man eine Schrift erst entziffern: dann hätte man immerhin einen Anhalt, was die Zeichen wiedergeben – Silben, Laute (bzw. Phoneme), oder auch Begriffe.

Silbenschriften sind immer wieder einmal und unabhängig voneinander erfunden worden, in Eurasien, Afrika und Amerika. Alphabetschriften, deren Buchstaben Laute bezeichnen, gehen historisch so gut wie alle auf eine einzige zurück, die im 3. Jahrtausend v.u.Z. im Mittleren Osten entwickelt wurde (von Ägyptern, Kanaanitern, Phöniziern). Vielleicht weist auch das darauf hin, wie zentral die Rolle von Silben ist: Verschriftet man Sprachen, bezeichnet man eher Silben als Laute.

Was wir, Schreiber einer Alphabet-Schrift, noch so über Silben wissen, ohne dass wir uns über ihren Sinn und Zweck tiefe Gedanken machen, ist sowas wie dieses.

- Sie können BETONT (länger, lauter, höher, oder in manchen Sprachen oder Dialekten auch tiefer im Ton) oder UNBETONT sein, wie die zweite bzw. erste Silbe in *a-ha*. Betontheit ist relativ, aber mehr als drei Grade (haupt-, neben-, un-betont) unterscheiden Sprachen kaum je systematisch. Die Betonung zu tragen (oder den Akzent: mit "Ton" im eigentlichen Sinn meint man noch was anderes: mit einem Wort fest verbundene Tonhöhenmuster, wie in vielen Sprachen Ostasiens, Neuguineas und Afrikas, aber auch im Schwedischen und Norwegischen oder sogar im moselfränkischen Dialekt des Deutschen), ist eine Eigenschaft, die nur solche Organisationseinheiten des Lautstroms besitzen, die wir eben als Silben kennen: Einzellaute als solche haben diese Eigenschaft nicht.
- Sie helfen, Sprache RHYTHMISCH zu gliedern. Die erste Äusserung ist beispielsweise "poetischer", rhythmisch besser strukturiert, als die zweite:

Deutschland vor, noch ein Tor.

Hände hoch oder ich schieße.

Warum? Weil die erste Äusserung, eine Art Schlachtgesang, gegliedert ist in parallele Einheiten, nämlich in zwei Zeilen, die je aus der gleichen Anzahl von Silben (drei; die Zahl der Wörter ist **nicht** gleich: zwei und drei) in gleichem Wechsel von betont und unbetont bestehen (dieser Versfuß heisst Daktylus) und die je in einer Silbe enden, deren Gipfel und Auslaut gleich sind (ein "Reim").

DEUTSCH land vor
NOCH ein tor

Solchen auf Silben beruhenden perfekten Parallelismus sucht man in *Hände hoch ...* vergebens, wenn auch hier Zweiteiligkeit (aber eine ungleiche: 1. Teil zwei Silben, 2. Teil fünf Silben), ein Wechsel (aber ein ungleicher) zwischen betonten und unbetonten Silben sowie ein Reim zweier Silbenansätze (*h- ... h-*, "Alliteration") vorliegt:

HÄN de hoch
o der ich SCHIE ße

In anderen Sprachen sind es übrigens nicht notwendigerweise Silben, auf denen poetische Gliederung beruht. Wer auf Japanisch Haikus schreiben möchte, muss dessen drei Zeilen auf der Grundlage von **Gewichtseinheiten** (Moren) organisieren – wobei eine einzige Silbe ein Gewicht von einer Mora (endet auf kurzen Vokal), zwei Moren (endet auf langen Vokal) oder drei Moren (endet auf Vokal und Konsonant) haben kann. Und tatsächlich operiert auch die Lautgrammatik der japanischen Alltagssprache viel mit Silbengewichten – ein Beispiel mehr, wie die Feiertage poetischer Sprache durch die jeweilige Grammatik des Alltags geprägt sind.

3. Kennt jede Sprache Silben?

Ist der Lautstrom in **allen** Sprachen in Silben organisiert? Das wird vielfach fraglos angenommen, weil Silben in den uns bekannteren Sprachen eine so augen- und ohrenfällig wichtige Rolle spielen. (Sogar für Gebärdensprachen hat man eine der lautlichen Silbe entsprechende Art von Einheit postuliert, doch das ist umstritten.)

Aber es gibt auch Zweifler, die Silben für manche, einige wenige erst in neuerer Zeit besser untersuchte Sprachen in Frage stellen.

Nuxálk (früher Bella Coola genannt) ist eine der Sprachen auf den Mühlen dieser Zweifler. Diese Sprache wird, von nicht mehr als 20, 30 älteren Menschen, an der Nordwestküste von Kanada gesprochen; sie gehört zur Familie der Salish-Sprachen.

(Solche Informationen über die äusseren Umstände eine Sprache kann man aus verschiedenen Quellen beziehen; eine recht gute ist meistens *Ethnologue: Languages of the World*, <http://www.ethnologue.com/home.asp>.)

Wer sich nur ein paar Wörter und Sätze aus dem Nuxálk anhört (so in der Art von [k'x^htt^hsx^w stɣ^wt^htt^hs (f̥s?)] 'you had seen that I had gone through a passage'), kann diejenigen verstehen, die zweifeln, ob alle Sprachen Silben haben, eben auch Nuxálk und seine Verwandten.

Hier hören Sie Nuxálk:

<http://archive.phonetics.ucla.edu/Language/BLC/blc.html>

Wie oben gesagt, haben Silben einen klingenden Gipfel, und in diesen Äusserungen klingt wenig bis nichts. Es gibt im Nuxálk zwar drei Vokale, aber in diesen Äusserungen kommen keine Vokale vor, sondern nur Konsonanten, und oft nur solche, die man beim besten Willen nicht zum Klingen bringen kann, wie man es mit einem *r*, *l*, *m*, *n* noch am ehesten könnte.

Es ist eine offene Frage, ob es auch ohne klingenden Gipfel Organisationseinheiten des Lautstroms geben kann, die man zu Recht "Silben" nennt. Aufgaben solcher Einheiten könnte es zum Beispiel sein, das Nacheinander von Lauten zu regeln: Kann in Äusserungen des Nuxálk wirklich jeder Laut auf jeden anderen folgen, oder gibt es dafür Beschränkungen, die innerhalb solcher Abschnitte des Lautstroms gelten, die man in anderen Sprachen "Silben" nennen würde?

4. Wie verschieden können Silben gebaut sein?

Diejenigen Sprachen, die ihre Lautströme ohne Zweifel mittels Silben organisieren, können sich immer noch beträchtlich unterscheiden, je nachdem, wie ihre Silben gebaut sein dürfen.

Dass es da Unterschiede gibt, merkt schnell, wer sich diesen zwei LINGUISTISCHEN HERAUSFORDERUNGEN stellt: "Original Japanisch" und "Auf Zulu".

// Diese Herausforderungen online:

<http://typo.uni-konstanz.de/lingchall/> //

Nicht nur in Ortsnamen ist im Japanischen, einer Sprache, die manche zur altaischen Familie rechnen, die aber auch als Einzelgängerin gilt (weil diese familiären Bindungen so wenig eng sind), die Vielfalt zulässiger Silbenformen streng beschränkt: Silben sind meistens offen (V oder KV), und wenn sie durch einen Konsonanten geschlossen sind (VK oder KVK), dann darf das nur ein Nasal sein (z.B. *Gun-ma*) oder ein Konsonant, mit dem gleich auch die Folgesilbe beginnt (ein Geminat, z.B. *Sap-po-ro*). Am Silbenanfang darf nur ein Konsonant stehen oder ein Konsonant gefolgt von einem Zwischending von Vokal und Konsonant (z.B. *Kyo-to*).

Wenn Sprecher des Zulu, einer Sprache aus der Bantu-Familie in Südafrika, Wörter aus dem Englischen entlehnen, tun sie etwas, was wir auch tun: sie passen diese Lehnwörter an die eigenen Silbenbauvorschriften an – und diese erlauben nur Silben relativ einfacher Bauart: KV, KVN (N = Nasal), und KVN in der Tat nur, wenn noch eine weitere Silbe folgt.

Finnen, zum Beispiel (sie sprechen, wie u.a. die Ungarn, eine uralische Sprache), passen Lehnwörter auch an, aber anders: *ranta* (vgl. *Strand*), *tuoli* (vgl. *Stuhl*), *pelii* (vgl. *Spiel*), *pinaatti* (vgl. *Spinat*), *koulu* (vgl. *Schule*, schwedisch *skola*), *maku* (vgl. *Ge-schmack*), *ruuvi* (vgl. *Schraube*), *lasi* (vgl. *Glas*), *ruukku* (vgl. *Krug*), *Ranska* (vgl. *Frankreich*), *resitentti* (vgl. *Präsident*), *laastari* (vgl. *Pflaster*), *ravi* (vgl. *Trab*). Sie fügen keine Vokale ein, um einfacher gebaute Silben zu erhalten, sondern lassen im Silbenansatz schlicht alle Konsonanten weg bis auf den letzten vor dem Vokal. (In neuerer Zeit sollen vor allem städtische Finnen mit Lehngut achtsamer umgehen, hört man.) Man fragt sich, warum es die einen so

(wie die Zulus) und die anderen so (wie die Finnen) machen. Wäre ein Forschungsprojekt wert.

Aus dem *World Atlas of Language Structures* (<http://wals.info/>, Karte 12) kann man sich einen schnellen und groben Überblick verschaffen, wie zulässige Silbenbauarten – einfach (V, KV), moderat (KKV, KVK, KKVK), komplex (Folgen mehrerer Konsonanten an Silbenanfang und -ende) – über die Sprachen der Welt verteilt sind.

// WALIS Karte 12 //

"Moderat" ist am häufigsten, "einfach" am seltensten und auch geographisch am eingengtsten (so um den Äquator herum). Deutsch ist "komplex": (*be-*)*strumpfst* KKKVKKKK, was zwar nicht so oft vorkommt, und wenn, nur bei Wörtern, die auch morphologisch komplex sind – aber es ist zulässig.

Unterschiede gibt es desweiteren noch, genau welche Konsonantenfolgen in einer Sprache erlaubt sind. Zischlaute scheinen da eine Sonderrolle zu spielen: sie sind oft die einzigen, die ausnahmsweise Dreierfolgen bilden können und dabei die ersten sind.

Und Unterschiede gibt es auch, wo es komplexer sein darf, im Ansatz oder im Auslaut. Meistens darf der Silbenauslaut komplexer sein, wie eben auch im Deutschen. Aber es gibt ein paar Sprachen, wo es umgekehrt ist und komplexere Konsonantenfolgen nur im Silbenansatz zulässig sind. Georgisch, Mitglied der Kartwel- oder Südkaukasischen Familie, ist dafür berüchtigt: *gvprckvnis* 'schält uns' ist da eine (lautlich gesehen) ganz normale Verbform, mit acht Ansatzkonsonanten und nur einem im Auslaut.

5. Wie kommen Sprachen zu einfach(er)en oder komplex(er)en Silben?

Wenn sich Sprachen in der zulässigen Komplexität des Silbenbaus unterscheiden können, wie kommt es dann zu diesen Unterschieden?

Die Antwort ist (zum Teil) historisch: Im Lauf der geschichtlichen Entwicklung einer Sprache können die Grenzen des Erlaubten entweder enger oder weiter gezogen werden.

Im Englischen z.B. waren noch die Angelsachsen zu komplexerer Silbenartikulation bereit. Schrift ist in der Regel konservativer und bewahrt hier allerlei konsonantische Verbindungen noch auf, die schon längst keine lautliche Realität mehr haben – anders als im Deutschen, einer eng verwandten germanischen Sprache, wo der Silbenbau der entsprechenden Wörter, altererbter sowie auch neu entlehnter, konservativer, also komplexer ist:

Englisch		Deutsch	
<i>knee</i>	[n]	<i>Knie</i>	[kn]
<i>knight</i>		<i>Knecht</i>	
<i>knave</i>		<i>Knabe</i>	
<i>gnome</i>	[n]	<i>Gnom</i>	[gn]
<i>gnu</i>		<i>Gnu</i>	
<i>pneumonia</i>	[n]	<i>Pneumonie</i>	[pn]
<i>xenophobia</i>	[z]	<i>Xenophobie</i>	[ks]
<i>tsunami</i>	[s]	<i>Tsunami</i>	[ts]
<i>zebra</i>	[z]	<i>Zebra</i>	[ts]
<i>zoo</i>		<i>Zoo</i>	
<i>psalm</i>	[s]	<i>Psalm</i>	[ps]
<i>pseudo-</i>		<i>Pseudo-</i>	

Ist es ein Naturgesetz, dass im Lauf der Generationen der Silbenbau immer einfacher wird, nach dem Prinzip des geringsten artikulatorischen Aufwands? Kaum, denn sonst müssten mittlerweile alle Sprachen – Zeit hatten sie ja wohl genug – bei Silben des einfachen Baues KV oder gar V angekommen sein. Da sind noch Fragen offen, **warum** manche Sprachen die Bequemlichkeit weiter getrieben haben als andere.

Andererseits zeigt sich aber auch, eine der vielen Ironien der Geschichte, dass im Zuge lautlicher Vereinfachung Silben auch wieder komplexer werden können – nämlich dann, wenn unbetonte Vokale nicht mehr ausgesprochen und Konsonanten, die einst durch einen Vokal getrennt waren, so zu unmittelbaren Nachbarn werden.

Ein Beispiel hierfür: das Präfix *ge-* von Partizipien, wie es im bairischem Dialekt klingt, und in sorgloser und schneller Rede wohl auch sonst im Deutschen. Diese Silbe *ge-* verliert da ihren unbetonten Vokal,

und sogar der Konsonant *g* kann unhörbar werden, weil er sich an den dann folgenden Anfangskonsonanten des Verbstamms ganz angleicht:

<i>getanzt</i>	—>	<i>gtanzt</i>	—>	<i>tanzt</i>
<i>gebaut</i>	—>	<i>gbaut</i>	—>	<i>baut</i>
<i>gegackert</i>	—>	<i>ggackert</i>	—>	<i>gackert</i>

Wenn sich *g* nicht bis zur eigenen Unhörbarkeit angleicht, kann es konsonantische Verbindungen bilden, die sonst unerhört sind:

<i>geschritten</i>	—>	<i>gschrittn</i>
<i>gefressen</i>	—>	<i>gfressn</i>
<i>gemessen</i>	—>	<i>gmessn</i>
<i>geackert</i>	—>	<i>g?ackert</i> (mit Kehlkopfverschluss!)

Schwyzertüütsch würde auch gute Beispiele für neue komplexe Silbenanfänge liefern, die sich Vokaltilgungen verdanken, wie für Umgangssprache typisch – vgl. *sznüüni* '(da)s z(u) neune' (d.h. das zweite Frühstück, die Brotzeit, um 9 Uhr eingenommen), *zZüri* 'z(u) Zürich'.

Es ist also nicht so, dass manche Sprechergemeinschaften von ihrem Naturell her zu artikulatorischer Nachlässigkeit oder Präzision neigen, oder dass manche Lautkombinationen unsereinem die Zunge brechen würden, die anderen Völkern leicht von der Zunge gehen. Es gibt im Lauf der Geschichte jeder Sprache vielmehr ein Hin und Her zwischen einfach(er)en und komplex(er)en Silbenbauregeln, und der Motor der Veränderung dürften immer eine Vereinfachungsneigung in der sorgloser artikulierenden Umgangssprache sein. Wie lange so ein Umbau des Silbenbaus dauert und in genau welche Richtungen in einer Epoche gerade umgebaut wird, sind Fragen, die man gern besser beantwortet sähe.

6. Gibt es also gar keine universellen Gesetze?

Ist der Variationsspielraum für den Silbenbau so weit, dass es keinerlei universellen Gesetze gibt, die die diesbezügliche Verschiedenheit begrenzen würden?

Darüber, wofür schon Gesetze der Begrenzung der Verschiedenheit von Sprachen gefunden oder jedenfalls erwogen worden sind, kann man sich an dieser Stelle informieren:

THE UNIVERSALS ARCHIVE

<http://typo.uni-konstanz.de/archive/intro/>

Auch für den Silbenbau findet man dort einiges – zum Beispiel das:

Die universell bevorzugte Silbe hat diese Gestalt: KV.

Das heisst: sie beginnt mit genau einem Konsonanten und ist nicht durch einen Konsonanten geschlossen. Wenn es andere Silbenarten gibt, gibt es immer auch diese.

Warum KV gegenüber VK, was auch nicht komplexer wäre, im Vorteil sein soll, ist eine gute Frage. Die Antwort hat damit zu tun, dass es eine universelle Tendenz der Silbenbildung gibt, die den Silben**ansatz** eher als den Silben**auslaut** konsonantisch auffüllt.

Wenn Sie z.B. das deutsche Wort *Ananas* in seine Silben zerlegen, werden sie das so machen:

?A-na-nas

und nicht so:

?AN-an-as

Wenn zwischen vokalischen Silbengipfeln Konsonanten stehen, werden sie nach Möglichkeit in den Ansatz der Folgesilbe gezogen, nicht in den Auslaut der Vorgängersilbe. Sogar in Fällen wie *Adler* wird der Ansatz konsonantisch erweitert, obwohl *dl* am Anfang der ersten Silbe eines Wortes sonst gar nicht zulässig wäre: *A-dler*. Aber hier gibt es doch Grenzen: *Al-bum*, nicht *A-lbum* usw.: *lbum* wäre eine Silbe, die klingend anfängt (mit einem *l*), dann im Klangvolumen abnimmt (mit dem Verschlusslaut *b*), dann wieder zunimmt (mit dem Vokal). Es ist ein anderes Gesetz des Silbenbaus, dass von den Rändern zum Gipfel von Silben der Klang **stetig** zu- und wieder abnimmt. (Wie z.B. bei *A-dler* gegeben.)

Warum das so ist mit dieser Asymmetrie zwischen Silbenansatz und Silbenauslaut in puncto Silbifizierung ist wieder eine gute Frage.

Ein weiteres Silbenbaugesetz ist intuitiv plausibler: die Zulässigkeit komplexerer Silben, in welcher Sprache auch immer, setzt voraus, dass auch entsprechend einfachere Silben zulässig sind. Also:

KKKV nur wenn KKV; KKV nur wenn KV
VKKK nur wenn VKK; VKK nur wenn VK

Das wirkt schon nicht mehr wie ein spezifisch **grammatisches** Gesetz; sowas dürfte für Komplexität aller Arten von natürlichen und künstlichen Strukturen gelten.

Siehe THE UNIVERSALS ARCHIVE für mehr. Auch für Mutmaßungen, dass der Silbenbau gesetzmäßig mit manchen anderen grammatischen Unterschieden zusammenhängt, z.B. mit der Art der Morphologie (viele oder wenige Endungen, also kurze oder lange Wortformen), mit der Syntax der Wortstellung oder dem rhythmischen Gesamtcharakter einer Sprache. Aber aus Mutmaßungen muss erst noch gesichertes Wissen werden.

Also auch für den Silbenbau scheint zu gelten, dass der Verschiedenheit unter den Sprachen, die zwar groß ist (und die umso größer wird, je mehr man von den Sprachen der Welt weiss), doch gewisse Grenzen gesetzt sind. Je weniger man von den Sprachen wusste, und je geringer die Neugier war, dieses Wissen zu mehren, desto schneller hat man früher geschlossen, dass ja doch alle Sprachen mehr oder weniger gleich sind – und nicht viel anders sind als Latein oder Englisch.

7. Aus dem Raritätenkabinett

Manches Grammatische oder Lexikalische wird von **allen** Sprachen geteilt, manches von **vielen** oder immerhin **manchen**; manches ist so selten, dass es nur in ein, zwei Sprachen vorkommt. Sowas verdient im Raritätenkabinett ausgestellt und ebenso wie ein Universale bewundert zu werden. Oder wenn schon nicht bewundert, dann befragt zu werden: Wie ist sowas bloß möglich?

Man wende sich zum (Be-)Wundern bitte hierhin:

DAS GRAMMATISCHE RARITÄTENKABINETT

<http://typo.uni-konstanz.de/rara/intro/>

Da kann man sich beispielsweise über etwas wundern, was unsereinem wie ein Allerweltslaut vorkommt, die bilabiale Affrikata *pf* wie in *Pferd*, *Apfel*, *Kopf* (eine Konsonantenverbindung ohne Lösung des Verschlusses nach dem ersten Bestandteil, ein bisschen unklar, ob als ein Laut oder als zwei zu werten). In der Tat scheint ausser dem Deutschen nur noch das Beembe, eine Bantu-Sprache, diesen Laut zu nutzen. Und des ganzen Spektrums von labialen (*pf*), dentalen/alveolaren (*ts*, *tsh*) und velaren/uvularen (*kch*) Affrikaten kann sich anscheinend nur das Schweizerdeutsche rühmen.

Zum Schluss nochmal zurück zu den Silbenbaugesetzen. Aus einer kleinen Gruppe von Sprachen Zentral-Australiens, darunter mittlerweile am besten beschrieben das Arrernte, für eine Sprache der Aborigines mit noch ungewöhnlich vielen Sprechern (ca. 3000), wird berichtet, dass sie nur Silben der Bauart VK, aber nicht KV kennen – dass dort also das Gesetz der universell bevorzugten Silbe KV gebrochen wird. (Weitere Informationen im GRAMMATISCHEN RARITÄTENKABINETT.)

Haben Linguisten das Arrernte richtig verstanden und analysiert? (Nebenbei gefragt: Warum bloß wollen immer noch so viele Englisch, Deutsch und die Handvoll anderen "Großsprachen" studieren und nicht Arrernte und seinesgleichen? Sicher: Wo man schon viel weiss, kann man immer noch tiefer schürfen. Aber trotzdem: Sind da die Prioritäten richtig gesetzt? Vor allem wenn man weiss, dass immer mehr undokumentierte und unbeschriebene Kleinsprachen unwiederbringlich verschwinden – und damit die Gelegenheiten, das Wissen um sprachliche Verschiedenheit und Einheit zu mehren.) Wenn ja, dann stellen 3000 Sprecher ein Gesetz in Frage, dem sich Milliarden beugen. Anstatt VK als unmöglich abzutun, müsste man nun fragen, warum VK so viel seltener ist als KV: Gibt es dafür eine **linguistische** Erklärung?

Oder ist es nur ein Zufall der Weltgeschichte, dass ein Silbenbau wie im Arrernte nicht weiter verbreitet ist? Wenn die Arrernte anstatt der Engländer/Amerikaner, Niederländer, Spanier, Portugiesen und Russen (und vor ihnen auch schon anderer Expansionisten) die Welt erobert hätten, wäre eine Arrernte-artige Grammatik der Laute vielleicht die Regel und eine indo-europäische die Ausnahme?

(Den "Siegeszug" fünf europäischer Sprachen seit dem 15. Jahrhundert zeigt graphisch:
http://www.ling.su.se/ASV/special/parkvalls/sprspr_anim.html)

Und wenn der Ausbruch des Mt. Toba auf Sumatra vor 74000 Jahren den weltweiten Bestand von homo sapiens sapiens nicht dramatisch auf unter zehntausend Exemplare reduziert hätte (siehe JOURNEY OF MANKIND, <http://www.bradshawfoundation.com/journey/>) und alle vor der großen Katastrophe existierenden Sprechergemeinschaften die Chance gehabt hätten, ihre Sprachen weiterzugeben, sähe die sprachliche Vielfalt heute möglicherweise ganz anders aus.

Mit der Sprachenvielfalt ist es da wohl nicht anders als mit der Vielfalt der tierischen und pflanzlichen Lebensformen, die in der Erdgeschichte durch regionale oder globale Katastrophen mehrmals dezimiert worden ist, so dass die Formen, die verschont worden sind und eine Evolutionschance erhalten haben, nur eine zufällige Auswahl darstellen. Stephen Jay Gould erzählt diese augen-öffnende Geschichte in *Wonderful Life* (New York: Norton, 1989); Paläontologen können immerhin hoffen, fossile Überbleibsel der untergegangenen Pracht zu finden, Paläolinguisten leider nicht.

Die Möglichkeit des Experiments, die Sprachgeschichte der Menschheit nochmals durchlaufen zu lassen, um zu sehen, ob wieder das Gleiche herauskäme, auch wenn bevölkerungsgeschichtliche Parameter variiert würden, haben wir nicht. Wir machen gewissermaßen kleinere Experimente, wenn wir die Geschichten mehrerer einzelner Sprechergemeinschaften vergleichend unters Mikroskop nehmen: auch daraus lassen sich gewisse Gesetzmäßigkeiten gleichförmiger Entwicklungen ablesen.

Aber es ist nicht zu leugnen: Es ist nicht leicht festzustellen, was bei Verschiedenheit und Einheit der Sprachen Zufall und was Notwendigkeit ist. Aber welche Wissenschaften sind schon leicht? Nur die, in denen Entdecken und Verstehen keine Abenteuer mehr sind. Die müde und am Ende sind.